

Aus der Woche.

Welt und Leben unter der Lupe
editorieller Betrachtung.

Reise-Amerikas Hauptstadt.

Die „Times“ erzählt in ihrem vor-
gehenden Kabelebriefe eine lustige Ge-
schichte aus Berlin; es habe in einem
der feinsten dortigen Hotels Unter den
Linden vorige Woche förmliche Bewe-
gung hervorgerufen, wie ein Gast an-
kam, der — deutsch sprach; der sich als
Bürger des deutschen Reichs und treuer
Unterthan seiner Kaiserlichen Majestät
erwies. Der Hausdiener, der sein Gepäck
aus dem Auto nahm, redete ihm englisch
an; dann der Portier und der Clerk: bis
der Gast verlegen fragte, ob nicht vielleicht
jemand da sei, der etwas deutsch verstehe;
dann er selbst, er müsse es beschämend
gestehen, verstände keine andere Sprache.

Dieses Geschichtchen mag übertrieben
sein, aber es ist immerhin amüsant und,
vor allem, bezeichnend. Die großen
Karawantereien Berlins sind fast aus-
schließlich von den Gästen aus Ost-
Indien besetzt; eine wahrhaftige ameri-
kanische „Invasion“. Zumal die „pfeifenden“
Hotels, „Esplanade“, „Alton“, „Bristol“,
„Kaiserhof“: das beste, d. h. das teuerste,
ist für den Reisenden aus Amerika gerade
zu genau. Die „Hausprache“ in diesen
modernsten Gastpalästen ist „ameri-
kanisch“. Die ganze Dienerschaft und
Beamenschaft ist darauf eingerichtet.
Ueberaus selten hört man darin ein
deutsches Wort. Der Gast aus der
deutschen Provinz, aus andern
deutschen Land, muß die bescheidenen
Stätten begabter Gastlichkeit aufsuchen
— in den anderen wird er als ein
„unheimlicher Fremder“ angesehen.
Der Kabele-Berichterstatter der „Times“
konstatiert noch die weitere Beobach-
tung, daß der Deutsche Unter den
Linden und in der Leipzigerstraße Ber-
lins in vereinzelten Exemplaren zu
finden sei, daß er aber unter den
„schneidgemachten“, breitshuligen
Frauen und unter den breitshuligen
Männern mit wackelnden Schultern,
deren ganzes Auftreten ihre Nationalität
unverkennbar verrät, in hoffnungsloser
Minorität sich befindet.

Auch diese Darstellung ist offenbar
amerikanisch übertrieben — der Kern
davon ist aber zweifellos wahr. Und
diese Wahrheit ist nach mancher Rich-
tung hin interessant und erfreulich.
Nicht länger sind Paris und London
das Hauptquartier des Amerikaner-
tums auf Weisen. Amerika hat Berlin
entdeckt, hat es schätzenswerth und be-
deutsamerth gefunden u. hat davon ohne
Weiteres Besitz ergriffen. Bis daß
Berlin die Hauptstadt der „Vereinigten
Staaten im Ausland“ geworden ist.

Wie sich ja oft in der Geschichte ge-
zeigt, so wirkt auch in diesem Falle
das ererbte Volkswort mächtig auf Sit-
ten, Gebräuche und Anschauungen des
Ererbers ein. Der amerikanische Er-
beher von Berlin lernt dort deutsche
Kultur und deutsches Wesen kennen
und schätzen. Nicht länger kann ihm
Londons tendenz-lügende Presse
blauen Dunst über Deutschland vor-
machen. Nicht länger wäre jetzt eine
solche Hatz- und Haktampagne gegen
Deutschland möglich, wie sie vor einem
Jahrzehnt hier von England mit so be-
dauerlichen Erfolg betrieben worden
ist. Die Eroberung Berlins durch
Amerika auf Reisen: das ist eine Etappe
in der Kulturgeschichte von unüber-
sehbarer ethischer, politischer u. wirt-
schaftlicher Perspektive. (N. J. Ztg.)

Civilisation in Liberia.

Wenn die amerikanischen Kommis-
säre von ihrer Fahrt nach Liberia zu-
rückkehren, werden sie manderlei In-
teressantes über Land und Leute zu
berichten haben, sich auch wohl über
die Zukunft der schwarzen Republik,
die Möglichkeiten ihrer Entwicklung
auslassen, ob es thöricht, daß die Ver-
Staaten ihr auch fernerhin moralis-
chen Rückhalt gewähren, damit die
von hier aus eingeführte Civilisation
unter den wilden Stämmen der afri-
kanischen Brüder Wurzel fassen. Viel-
leicht raten sie auch, das Land ganz
seinem Schicksal zu überlassen, worin
sie mit einer dortigen Autorität in
ethnologischen Fragen, dem Dr. E.
W. Bladen, übereinstimmen würden,
der seit zwanzig Jahren eine hervor-
ragende Rolle in den öffentlichen An-
gelegenheiten spielt und doch der An-
sicht ist, daß das dem afrikanischen
Urvolk angepasste Reis weidlicher,
respektive europäischer, speziell christ-
licher Civilisation dort nie und nim-
mer gedeihen wird. Der Mann spricht
aus Erfahrung und ganz gegen seine
eigenen Wünsche, die dahin gehen
mühten, die Hoffnungen der Gründer
von Liberia sich reich entfalten zu
sehen, aber er verschließt sich der Wahr-
nehmung nicht, in der er auch von der
wissenschaftlichen Weltkunde der
neueren Zeit Bestätigung findet, daß
man nicht umdrehen und verändern
kann, was im Charakter, in den Tra-
ditionen der Völkerhaftung und na-
tionalen Geschichte einverwurzelt ist.
Eine Lehre, die den Ver. Staaten
auch noch einmal in den Beziehungen
zu der afrikanischen Kolonie klar werden
müßte.

Eine Notiz dieses Inhalts hat
Dr. Bladen im Januar dieses Jahres
in der Hauptstadt von Liberia, im
Gesandtschaftsamt zu Monrovia, vor

seinen Stammesgenossen gehalten, in-
dem er ausführte, daß es den jün-
geren Söhnen der Republik nicht gelingen
werde, die zwei Millionen uncivilisier-
ter Stammesgenossen kulturell zu
durchdringen. Und seine Landsleute
haben nicht remonstrieren, ihn nicht ge-
grüßelt oder hinausgeworfen, sondern
die Ausführungen ruhig hingenom-
men, vermuthlich weil sie von deren
Wahrheit überzeugt sind. Daß die
kleine Republik in den achtzig Jahren
ihres Bestehens bedeutende Männer
herorgebracht hat, konnte der Vor-
tragende zu ihrem Ruhme hervorhe-
ben, auch daß sie den Sklavenhandel,
der früher an der sechshundert Meilen
langen Küste blühte, unterdrückt,
auch ihre Unabhängigkeit aufrecht er-
halten hat, obwohl England sowohl
wie Frankreich koloniale Gelüste auf
das Gebiet hatten; aber eine Ent-
wicklung im Sinne der sogenannten
christlichen Civilisation wird dort
nicht möglich sein, weil das einheimis-
che afrikanische Element mit seinen
charakteristischen nationalen Elemen-
ten überwiegt und dieses, wo es über-
haupt höherer Kultur zugänglich ist,
eher dem Kultus der Mohammedaner
zuneigt, dem die große Mehrheit der
Schwarzen in Afrika angehört. Wenn
daher irgendetwas civilisatorisch auf
die Stämme des Hinterlandes ge-
wirkt werden soll, so mußte man,
meint Dr. Bladen, wenn nicht gerade
den christlichen Traditionen entgegen,
aber doch der Eigenart der Bevölke-
rung Rechnung tragen, wie dies von
Seiten anderer Nationen geschieht, die
es ausgeübt haben, den Völkern eine
fremde Kultur aufzubringen,
dagegen den Jasm gewähren lassen,
um mit diesem ihre Ziele zu erreichen.
Und mit dieser Anlehnung an den mo-
hammedanischen Kultus müßte man
auch die Vielweiberei, die die christ-
liche Religion verpönt, in den Kauf
nehmen. Das Verbot derselben müßte
aus den Gesetzbüchern von Liberia
ausgemerzt werden, denn das sei die
Vorbereitung der dort zu verbreiten-
den Erziehung und Moral. Jeder,
der die klimatischen und physiologi-
schen Bedingungen kennt, sagt Dr.
Bladen, weiß, daß die Pluralehe ihre
physische Begründung hat. Sie ist
nicht nur Sache der Nüchternheit, son-
dern der Nothwendigkeit in tropischen
Klimas und unter tropischen Rassen.
Es ist schwer zu begreifen, warum die
Missionäre diese wissenschaftliche That-
sache nicht anerkennen wollen.

Fort Niagara.

Wohl kein Fleckchen Erde — in An-
betracht seines geringen Flächenraums
— im ganzen Gebiete der Ver. Staaten
ist von größerem geschichtlichen In-
teresse als die vom Ostufer der Ni-
agara-Mündung mit dem Gestade des
Ontario-Sees gebildete Landspitze,
auf der Fort Niagara steht, das mit
seinen Wällen historische Denkmale
von nahezu zwei und einem halben
Jahrhundert umschließt.

Hier errichtete der tüchtige französische
Pfadfinder Sieur de La Salle mit sei-
nen Begleitern, dem Schiffsvoll-
warranten von zehn Tonnen Trag-
fähigkeit, die von Fort Frontenac, dem
heutigen Kingston, aus den Ontario-
See durchsuchte, 1689 im west-
lichen Theil des späteren Staates New
York die ersten Hütten, die Europäer
in der Gegend erbauten. Die fremden
weihen Männer fanden bei den an
dieser Stelle dem Fischfang obliegen-
den Seneca-Indianern, die das „große
Sölgerne Caroo“ mit Stämmen betrach-
teten, freundliches Entgegenkommen.
Auf der Landspitze wurde 1678 von
La Salle eine Befestigung angelegt,
die Fort Conti hieß. Auf den Trüm-
mern dieses Forts baute De Ronville
1687 ein zweites, das nach dem Er-
bauer benannt wurde, das aber von
den Franzosen auf drohendes Verlan-
gen der von den Engländern aufgereiz-
ten Senecas dem Erdboden wieder
gleich gemacht werden mußte.

1725 errichteten die Franzosen an
der Stelle, auf der jetzt das als „das
Castell“ bekannte Gebäude steht, einen
Steinbau, dessen Grundmauer unzwei-
felshaft das älteste noch erhaltene von
Europäern gebaute Bauwerk in
Amerika westlich von Albany ist.

Frankreich blieb im Besitz dieser Be-
festigung bis zum Juli 1759, als der
tapfere, aber der Uebermacht der eng-
lischen Belagerungsarmee mit seiner
Besatzung nicht gewachsene Befehlshaber
Poussat die Schlüssel von Fort Ni-
agara dem siegreichen Gegner Sir
William Johnson übergab, der die
Klage von Groß-Britannien zum er-
sten Male über dem Fort entfaltete.

Die Besitzergreifung von Fort Ni-
agara durch die Engländer bedeutete
das Ende der Herrschaft Frankreichs
in dieser Gegend und bildete einen
Zwischenfall des Feldzuges von 1759,
durch den die französische Suprematie
im östlichen Theil der Neuen Welt für
immer gestürzt wurde.

Dieses Ereignis von so weittragender
Bedeutung wird heute, nach 150
Jahren, von der Niagara Frontier
Vandermere Association durch eine Ge-
dächtnisfeier zu Fort Niagara in Erin-
nerung gerufen.

Die Engländer blieben die Herren
des Forts in dieser Gegend bis 1796;
dann gelangte es infolge des Unab-
hängigkeitskrieges der britischen
Kolonien in den Besitz der Verei-
inigten Staaten von Nord-Amerika.
Letzteren, mit Ausnahme eines kurz

Zeitraums im Verlauf des Krieges
von 1812—14, als es von seinem
Kommandanten, Kapitän Leonard
Schmadscholl den Engländern preisge-
geben wurde, flatterte über den Wällen
von Fort Niagara das Sternenbanner.
Jetzt kann der Besucher nach Belie-
ben auf den Wällen der historischen
Feste umherstreifen, von denen aus er
eine herrliche Fernsicht über den On-
tario-See, die breite Mündung des
Niagara und das gegenüberliegende
kanadische Ufer, mit dem alten Fort
George, genießt.

Die „kupferne Stadt“ in der Sahara.

Unter der Leitung des amerikani-
schen Geographen Dow Covington
(Kairo) ist gegenwärtig eine Expedi-
tion nach dem Herzen der Sahara un-
terwegs, die die „kupferne Stadt“ auf-
suchen und erforschen will. Wie ein
Märchen aus Tausend und einer
Nacht klingen die Berichte über die
räthselhafte, seit vielen Jahrhunderten
noch von keinem Menschen betretene
Stadt, die im vergangenen Winter
nach einem Bericht der Egyptian Ga-
zette in Alexandria nach Kairo ge-
langt sind. Niemand wollte zuerst
noch von seinem Arabern glauben, die
durch einen Zufall in jene Gegend
verschlagen worden waren, welche seit-
ab von allen Karawanenstraßen liegt;
erst verschiedene Gegenstände, die sie
aus der kupfernen Stadt mitgebracht
hatten, ließen ihre Schilderungen als
glaubwürdig erscheinen. Besondere
Kundschafter, die Dow Covington
dann ausschickte, sollen dann die An-
gaben der Senussi-Araber bestätigt
haben. Die Araber, die mit einer Ka-
rawane vom Hinterlande von Tripoli
aus den Nil erreichen wollten,
wurden überfallen und mußten flie-
hen; hierbei gelangten einige von ih-
nen sehr weit nach Süden, in eine Ge-
gend, die nicht die geringste Spur von
menschlichen Bewohnern zeigte; nicht
eine einzige Karawanenstraße durch-
zog die sandige Wüste. Hier erblickten
sie plötzlich, als sie schon dem Ver-
dursten nahe waren, die Kuppeln und
Thürme einer Stadt. Anfangs glaubten
sie, Opfer einer Fata Morgana zu
sein, bald aber konnten sie sich durch
den Augenschein überzeugen, daß sie
eine kupferne Stadt vor sich hatten,
die seit Jahrhunderten verlassen zu
sein schien. Das Kupfer war dank
der trodenen Wüstenluft ausgemerzt
erhalten, wie auch die Gegenstände be-
wiesen, die sie mit nach Ägypten ge-
bracht haben. Die Geographen rech-
nen natürlich damit, daß die Angaben
etwas übertrieben sind; jedoch handelt
es sich diesmal augenscheinlich nicht
um frei erfundene Berichte von Schät-
zen, die in der Wüste schlummern, wie
sie die Araber sonst gern zu erzählen
pflegen. Ueberdies haben die Ägypto-
logen einen Anhalt für das thatsäch-
liche Vorhandensein der Kupferstadt
in einigen alten Manuskripten. Sie
nehmen an, daß der Tempel in der
Stadt ptolomäischen Ursprungs ist.
Glaubwürdig ist auch die Angabe, daß
die Stadt viele kupferne Gräber mit
Bronzegeräthen enthalte, sowie der Be-
richt von einer Gruppe von Gräbern,
die nur wenige Stunden von der
Stadt entfernt sein sollen.

Feuerschaden.

In den letzten zehn Jahren hat es
in unserem Lande rund eine Million
Brände gegeben, und die jährlichen
Verluste haben sich im Durchschnitt
auf 600 Millionen Dollars belaufen.
Berlin und Chicago sind Städte von
ungefähr gleicher Größe; die Unterhal-
tung der Feuerwehre in Berlin kostet
etwa \$312,000 jährlich, die in Chicago
nicht auf zwei Millionen Dollars. Da-
bei gingen die jährlichen Brandverluste
in Berlin nicht über \$164,000 hinaus,
während sie sich in Chicago ungefähr
auf 5 Millionen Dollars belaufen.
Das amerikanische Volk zahlt jährlich
rund 195 Millionen Dollars an
Feuer-Versicherungs-Prämien. Ab-
gesehen von den Jahren, die große
Brandkatastrophen bringen, wird
nicht ganz die Hälfte der Prämien in
Form von Entschädigungen an die
Versicherten zurückerstattet. Unter
normalen Verhältnissen machen die
Versicherungs-Gesellschaften also
recht gute Geschäfte. Die Feuer-
verluste in den Ver. Staaten und Kanada
in zwei Jahren würden hinreichen, um
die Baukosten des Panama-Kanals zu
bestreiten, selbst wenn man diese so
hoch wie möglich veranschlagt; in drei
Jahren würden diese Verluste hinrei-
chen, um die gesamte Schuld der
Stadt New York zu tilgen. Mit den
Verlusten des letzten Jahres könnte
man 24 Schlachtschiffe der allerbesten
Art bauen; die Zinsen auf die Summe
der Brandschäden zu 4 Prozent be-
rechnet, würde hinreichen, um ein
Duzend Universitäten zu unterhalten.
Und das ist nur der Werth des ver-
sicherten Eigentums. Nach einer von
dem Superintendenten für Versiche-
rungen des Staates New York ge-
machten Aufstellung betrug der ver-
sicherte Brandschaden für ein Jahr in
den Ver. Staaten und Kanada \$238,-
562,000; man kann darnach den Be-
trag des nicht versicherten Eigentums
ungefähr ermessen. Noch wichtiger ist
es festzustellen, wieviel von diesem
Verlust hätte vermieden werden kön-
nen. Die strenge Ausführung der
Bau-Gesetze in den Städten würde
sehr viel dazu beitragen, die Feuer-
schäden zu verringern und der einzelne
Bürger kann in der Hinsicht mehr thun,
als alle Inspektoren von Houston bis
zur Hudson Bay. Wenn jeder Mann,
der ein Haus oder einen Laden miet-
het, auf strenger Ausführung der Bau-
Gesetze bestehen wollte und sich wei-
gerete, die Räume zu beziehen, so wür-
de sich die Zahl der Zunderbüchsen sehr
schnell verringern. Das Problem, wie
Verwüstung zu vermeiden, ist viel-
leicht das größte, das die moderne Ci-
vilisation der Menschheit zu lösen auf-
gegeben hat, und der Brandschaden ist
nur eine Phase davon. Unsere Nach-
kommen werden lieber für die un-
geheure Verschwendung zu zahlen haben,
mit der jetzt unerlebbare Schätze ver-
gendet werden. In den Ver. Staaten
sind die Feuer-Versicherungs-
Prämien zwölf mal so hoch wie in
England und zwanzig mal so hoch wie
in Italien. Es gibt ungefähr 11,-
600,000 Gebäude in diesem Lande;
ihre Werth wird auf zehn Milliarden
Dollars veranschlagt. Nur etwa
80,000 Gebäude sind feuerfest oder
sollten es sein; von dem Rest geht Jahr
für Jahr ein beträchtlicher Theil in
Flammen auf. Das ist die Geschichte
der amerikanischen Sorglosigkeit in
Siffen.

Robert Koch über sein Werk und seine Pläne.

Robert Koch, der als erster Vertre-
ter des Fachs der Bacteriologie in die
Berliner Akademie der Wissenschaften
aufgenommen worden ist, macht be-
deutende Mittheilungen über die Ge-
schichte seiner bisherigen Entdeckungen
und seine künftigen Pläne in der An-
trittsrede, die er in den Sitzungs-
berichten der Akademie veröffentlicht
wird. Er erwähnt zunächst, daß er auf
der Universität seine unmittelbare An-
regung für seine spätere wissenschaft-
liche Richtung empfangen habe, einfach
aus dem Grunde, weil es damals noch
keine eigentliche Bacteriologie gab. Die
Bacteriologie bildete nur einen winzi-
gen Abschnitt der Botanik, dessen Stu-
dium man wenig Aufmerksamkeit wid-
mete. Ein Umschwung trat erst ein,
als man in den Batterien die Erreger
einiger der bekanntesten und gefäh-
lichsten Seuchen bei Menschen u. Thie-
ren erkannte. Der Erforschung sol-
cher Batterien widmete sich nun Koch.
„Nach Beendigung des Studiums in
die ärztliche Praxis übergegangen,
habe ich jede Gelegenheit zu wissen-
schaftlichen Arbeiten wahrzunehmen.
(Eine der ersten Aufgaben, welche sich
mir bot, war das Vorkommen eigen-
thümlicher säbgenartiger Gebilde im
Blute von milchbrandtranken Thieren.“
Es gelang ihm, eine sichere Methode
für die Reinkultur dieser in ihrem
Wesen damals noch gar nicht erkann-
ten Stäbchen, die wir jetzt als Mil-
chbrandbazillen kennen, auszubilden,
die mikroskopische Untersuchung der
Bakterien durch Färbung in der
Präparation, Färbung und Beleuch-
tung der gefärbten Batterien wesent-
lich zu verbessern, das Vorkommen der
Ritroorganismen in der Luft im Bo-
den und im Wasser festzustellen und
auf diese Weise eine sichere Beurthei-
lung für das Auftreten von Krank-
heitserregern zu gewinnen. Es ge-
lang dann mir und meinen Mitarbei-
tern in rascher Folge die Erreger und
damit die Aetiologie einer Anzahl von
Injektionskrankheiten zu entdecken,
von denen ich nur die Wundinfektions-
krankheiten, Tuberkulose, Cholera,
Typhus, Diphtherie, nenne will.
Diese Entdeckungen, welche, nachdem
die richtigen Methoden gefunden wa-

ren, uns gewissermaßen wie reife
Früchte in den Schooß fielen, wurden
dann auch für praktische Zwecke mög-
lichst ausgenutzt: so für die Seuchen-
bekämpfung, wie sie in Bezug auf Cho-
lera, Typhus, Malaria mit Erfolg
ausgeübt wird. . . . Solange es sich
bei diesen Forschungen um einheimis-
che Krankheiten handelte, konnten die
betreffenden Untersuchungen im In-
lande ausgeführt werden. Als sich
dann aber die Nothwendigkeit ergab,
auch exotische Seuchen wie Cholera
und Pest in den Bereich der Unter-
suchungen zu ziehen, da blieb nichts an-
deres übrig, als die Arbeitsstätte in
die Heimath dieser Seuchen zu ver-
legen. Die hierdurch veranlaßten Ex-
peditionen haben mich eine Reihe von
Jahren hindurch in tropische Länder
geführt. . . . Seitdem diese Expedi-
tionen einen Abschluß gefunden haben,
habe ich mich einem Arbeitsgebiet wie-
der zugewandt, das mich früher lange
Zeit fast ausschließlich beschäftigt und
das ich wegen der Auslandsreisen im
Eitich lassen mußte, nämlich der Tu-
berkulose. Diese Krankheit enthält
noch so viele Probleme und ist zugleich
von so eminenter praktischer Bedeu-
tung, daß es sich wohl verlohnt, sich
intensiv mit ihr zu beschäftigen.“

Feuerschaden.

In den letzten zehn Jahren hat es
in unserem Lande rund eine Million
Brände gegeben, und die jährlichen
Verluste haben sich im Durchschnitt
auf 600 Millionen Dollars belaufen.
Berlin und Chicago sind Städte von
ungefähr gleicher Größe; die Unterhal-
tung der Feuerwehre in Berlin kostet
etwa \$312,000 jährlich, die in Chicago
nicht auf zwei Millionen Dollars. Da-
bei gingen die jährlichen Brandverluste
in Berlin nicht über \$164,000 hinaus,
während sie sich in Chicago ungefähr
auf 5 Millionen Dollars belaufen.
Das amerikanische Volk zahlt jährlich
rund 195 Millionen Dollars an
Feuer-Versicherungs-Prämien. Ab-
gesehen von den Jahren, die große
Brandkatastrophen bringen, wird
nicht ganz die Hälfte der Prämien in
Form von Entschädigungen an die
Versicherten zurückerstattet. Unter
normalen Verhältnissen machen die
Versicherungs-Gesellschaften also
recht gute Geschäfte. Die Feuer-
verluste in den Ver. Staaten und Kanada
in zwei Jahren würden hinreichen, um
die Baukosten des Panama-Kanals zu
bestreiten, selbst wenn man diese so
hoch wie möglich veranschlagt; in drei
Jahren würden diese Verluste hinrei-
chen, um die gesamte Schuld der
Stadt New York zu tilgen. Mit den
Verlusten des letzten Jahres könnte
man 24 Schlachtschiffe der allerbesten
Art bauen; die Zinsen auf die Summe
der Brandschäden zu 4 Prozent be-
rechnet, würde hinreichen, um ein
Duzend Universitäten zu unterhalten.
Und das ist nur der Werth des ver-
sicherten Eigentums. Nach einer von
dem Superintendenten für Versiche-
rungen des Staates New York ge-
machten Aufstellung betrug der ver-
sicherte Brandschaden für ein Jahr in
den Ver. Staaten und Kanada \$238,-
562,000; man kann darnach den Be-
trag des nicht versicherten Eigentums
ungefähr ermessen. Noch wichtiger ist
es festzustellen, wieviel von diesem
Verlust hätte vermieden werden kön-
nen. Die strenge Ausführung der
Bau-Gesetze in den Städten würde
sehr viel dazu beitragen, die Feuer-
schäden zu verringern und der einzelne
Bürger kann in der Hinsicht mehr thun,
als alle Inspektoren von Houston bis
zur Hudson Bay. Wenn jeder Mann,
der ein Haus oder einen Laden miet-
het, auf strenger Ausführung der Bau-
Gesetze bestehen wollte und sich wei-
gerete, die Räume zu beziehen, so wür-
de sich die Zahl der Zunderbüchsen sehr
schnell verringern. Das Problem, wie
Verwüstung zu vermeiden, ist viel-
leicht das größte, das die moderne Ci-
vilisation der Menschheit zu lösen auf-
gegeben hat, und der Brandschaden ist
nur eine Phase davon. Unsere Nach-
kommen werden lieber für die un-
geheure Verschwendung zu zahlen haben,
mit der jetzt unerlebbare Schätze ver-
gendet werden. In den Ver. Staaten
sind die Feuer-Versicherungs-
Prämien zwölf mal so hoch wie in
England und zwanzig mal so hoch wie
in Italien. Es gibt ungefähr 11,-
600,000 Gebäude in diesem Lande;
ihre Werth wird auf zehn Milliarden
Dollars veranschlagt. Nur etwa
80,000 Gebäude sind feuerfest oder
sollten es sein; von dem Rest geht Jahr
für Jahr ein beträchtlicher Theil in
Flammen auf. Das ist die Geschichte
der amerikanischen Sorglosigkeit in
Siffen.

Robert Koch über sein Werk und seine Pläne.

Robert Koch, der als erster Vertre-
ter des Fachs der Bacteriologie in die
Berliner Akademie der Wissenschaften
aufgenommen worden ist, macht be-
deutende Mittheilungen über die Ge-
schichte seiner bisherigen Entdeckungen
und seine künftigen Pläne in der An-
trittsrede, die er in den Sitzungs-
berichten der Akademie veröffentlicht
wird. Er erwähnt zunächst, daß er auf
der Universität seine unmittelbare An-
regung für seine spätere wissenschaft-
liche Richtung empfangen habe, einfach
aus dem Grunde, weil es damals noch
keine eigentliche Bacteriologie gab. Die
Bacteriologie bildete nur einen winzi-
gen Abschnitt der Botanik, dessen Stu-
dium man wenig Aufmerksamkeit wid-
mete. Ein Umschwung trat erst ein,
als man in den Batterien die Erreger
einiger der bekanntesten und gefäh-
lichsten Seuchen bei Menschen u. Thie-
ren erkannte. Der Erforschung sol-
cher Batterien widmete sich nun Koch.
„Nach Beendigung des Studiums in
die ärztliche Praxis übergegangen,
habe ich jede Gelegenheit zu wissen-
schaftlichen Arbeiten wahrzunehmen.
(Eine der ersten Aufgaben, welche sich
mir bot, war das Vorkommen eigen-
thümlicher säbgenartiger Gebilde im
Blute von milchbrandtranken Thieren.“
Es gelang ihm, eine sichere Methode
für die Reinkultur dieser in ihrem
Wesen damals noch gar nicht erkann-
ten Stäbchen, die wir jetzt als Mil-
chbrandbazillen kennen, auszubilden,
die mikroskopische Untersuchung der
Bakterien durch Färbung in der
Präparation, Färbung und Beleuch-
tung der gefärbten Batterien wesent-
lich zu verbessern, das Vorkommen der
Ritroorganismen in der Luft im Bo-
den und im Wasser festzustellen und
auf diese Weise eine sichere Beurthei-
lung für das Auftreten von Krank-
heitserregern zu gewinnen. Es ge-
lang dann mir und meinen Mitarbei-
tern in rascher Folge die Erreger und
damit die Aetiologie einer Anzahl von
Injektionskrankheiten zu entdecken,
von denen ich nur die Wundinfektions-
krankheiten, Tuberkulose, Cholera,
Typhus, Diphtherie, nenne will.
Diese Entdeckungen, welche, nachdem
die richtigen Methoden gefunden wa-

James R. Kalar, M. D. Sara Blaine Kalar, M. D.
Das Kalar Hospital
Doctoren Kalar & Kalar, Ärzte und Chirurgen.
Ein allgemeines medizinisches und chirurgisches Hospital, ein modern
und vorzüglich eingerichtetes Institut für die Behandlung von Krank-
heiten und für chirurgische Operationen. Offen für alle Ärzte und
Wundärzte. Eine Schule für Krankenschwestern in Verbindung mit
dem Hospital.
Amtsstuben im Postoffice Theatergebäude. Wohnung im Hospital.
Phone: Office, 64. Wohnung, 2 64.
Bloomfield, Nebraska.

**Saunders-
Westrand Co.**
Früher Westrand & Sons Elevator.
Kauft Getreide jeder Art, sowie Vieh, zu den höchsten
Marktpreisen und er sucht den Farmer um die Gelegenheit,
ihm Angebote auf seine Verkaufsprodukte zu machen.
Wick. Paper, Geschäftsführer.

Martin C. Peters,
Deutscher Land-Agent.
Ich kaufe und verkaufe Land in Nebraska, Nord- und Süd-Dakota und
der Pan-Handle-Gegend, Texas. Lasset mich eure Farmen zum Verkauf
übernehmen.
Länder in Knox County, Nebr., meine Spezialität.
Sprecht vor oder schreibt, wenn ihr etwas in diesem Fache wünscht.
Martin C. Peters.
Bloomfield, Knox County, Nebraska.

T. W. Rees, Präsident. August Gnewand, Vize-Präsident.
Farmers Grain & Live Stock Co.
Händler in
Getreide, Kohlen und Vieh.
Gute Produkte erwünscht.
H. F. Cunningham, Sekretär und Schatzmeister.

Edward Renard, Präsident. F. S. Graham, Vize-Präsident.
G. S. Mason, Kassirer.
Citizens State Bank.
Kapital \$20,000.00 Ueberschuß \$15,000.00
Ist ausschließlich von Knox County Leuten geeignet
und betrieben.
Kann irgend etwas im Bankwesen verrichten. Macht hier
den Versuch.
Wir machen Farm-Anleihen auf lange Zeit und zu niedri-
gen Zinsen.

Henry's Platz.
Henry Grohmann, Eigentümer.
Liefere Getränke in Groß- und Kleinhandel in jeder gewünschten
Quantität. Empfehle meine vorzüglichen Getränke und
Cigarren. Das berühmte
Storz Bier
steht an Zapf.
Es bittet freundlich um geneigten Zuspruch
Henry Grohmann.

The Bloomfield Bar
Die besten
Weine, Liqueure und Cigarren
steht an Hand.
Zetten's berühmtes
"Gold Top" Bier am Zapf
Gute Rundschicht ist mit Reis willkommen.
Hoops, Grohmann & Gudkov, Eigentümer.

The Bloomfield Bar
Die besten
Weine, Liqueure und Cigarren
steht an Hand.
Zetten's berühmtes
"Gold Top" Bier am Zapf
Gute Rundschicht ist mit Reis willkommen.
Hoops, Grohmann & Gudkov, Eigentümer.